Trink- und Lebenskunst.

Von Georg Bötticher

Sich den Lebenstrank bereiten,
Daß er munde und dich labe —
Vom Geschick ist's eine Gabe,
Zählend zu den Seltenheiten.

Zwar nicht schwierig ist's zu leisten,
Auch der Stoff ist zu erschwingen —
Aber — ihn zur Geltung bringen,
Darin hapert's bei den Meisten!

's ist wie mit dem Bowlenbrauen:
Alle meinen's ja zu können;
Doch was sie so Bowle nennen —
Der Verständ'ge sieht's mit Grauen!

Ein'ge glauben's zu ertrotzen
Mittels Sekt und theurer Weine.
Als genüge dies alleine —
O die unglücksel'gen Protzen!

Andre — 's sind die meisten — denken,
Wenn sie Gläser Weines leeren,
Worin schwimmen ein'ge Beeren —
Daß sie Erdbeerbowle tränken!

Nur der Kluge weiß, was noth ist,
Eins: daß sich der Früchte Seele,
Das Arom, dem Wein vermähle,
Bis der Trank wie sie so roth ist.

Und ihn preisend stets auf's neue
Lacht er ob der Protzen Sparren,
Lacht er ob der armen Narren
Duft- und farblosem Gebräue!

Der türkische Freitag.

Jedermann weiß, wie traurig, nach unseren Begriffen wenigstens, das Schicksal des türkischen Weibes ist. Im Harem des Gatten eingeschlossen, von jedem Verkehr mit der Außenwelt gewaltsam ferngehalten, ist die verheirathete Türkin nur eine kostbare Nippesfigur; sie gehört ihrem Gemahl und Gebieter leibeigen zu, sie ist auf den Kreis ihrer Kinder, auf die Räume ihrer Häuslichkeit beschränkt. Die Freuden der freien Geselligkeit sind für sie Privilegien der Wesen einer anderen Welt. Nichts anderes ist das Loos der erwachsenen Tochter in der türkischen Familie: keine Bälle und Gesellschaften, auf denen sie die Huldigungen der Männerwelt entgegennehmen kann, kein Radeln und Lawn-Tennis, keine Eisbahn und Schwimmfeste, keine Spaziergänge am rauschenden Strand und über die Berge, keine Landpartien und Gletscherfahrten, keine Regatten und Theater, noch Excursionen zu Boot im träumerischen Mondenscheine — in einem ewigen Einerlei spielen der türkischen Jungfrau die schönen Mädchenjahre sich ab. Und wenn sie schon wirklich all das Herrliche entbehren muß — wenn nur wenigstens die liebe Eitelkeit auf ihre Rechnung käme, wenn sie noch wenigstens den Herren der Schöpfung entschleiert zeigen dürfte, wie lieblich und begehrenswerth sie ist und wie prächtig ihr die neue Robe von Alun ben Assar u. Co. steht, wie köstlich der chike Mantel von Hassan Gebrüder sie kleidet — auch diese Freude, auch diese Genugthuung ist ihr versagt, und keine schmachtenden Blicke bezauberter Anbeter können ihr künden, wie schön man sie findet.

Ob die Muhamedanerin alle diese mangelnden Freuden und Genüsse wirklich als eine Entbehrung empfindet, wer vermag das zu sagen? Ob sie nicht vielmehr ohne diese gesellschaftlichen Genüsse eben so heiter und zufrieden sich fühlt, wie unsere Mädchen im Strudel der moderenen Vergnügungen? —

Das Haremsleben ist schon so oft geschildert worden. Es mag vielleicht nach allem, was bekannt ist, so ganz arm an Unterhaltungen nicht sein, wenn auch dem Weibe dort immer das Hauptsächlichste mangelt, was unseren Mädchen das Leben verschönt, der Verkehr mit dem anderen Geschlecht, dessen Tribute und Huldigungen.

Doch einmal in der Woche darf das türkische Weib die lastenden Sklavenfesseln in etwas lüften, einmal, an jedem Freitag, darf sie hinaus in die Welt und am Abglanz der Freiheit wenigstens ihr Auge, ihre Sinne laben. Es ist das ein richtiger Sonntagsausflug für die arme Frau; unser „Unglückstag" ist für sie, wie für jeden rechtgläubigen Mohamedaner, ein Tag der Festlichkeit und des Frohgenusses. Wie wir mit Kind und Kegel am Sonntag hinausziehen ins Freie, in den grünen Wald, so eilen am Freitag die Damen sämmtlicher türkischen Harems zu den — Kirchhöfen hinaus, um sich dort nach Herzenslust herumzutollen, sich zu ergötzen unter Gräbern.

Auf den ersten Blick scheint ein solches Privilegium kein besonderer Hochgenuß zu sein, keine Festesfreude, der man mit sehnsüchtigem Vorgefühl eine ganze Woche hindurch entgegen zu harren braucht. Denn einen Ort, wo die Todten schlummern, umlagern die Schatten der Trauer und Melancholie. Für die türkische Frau jedoch wird der Ausflug nach dem Kirchhof ein köstliches Picnic, dessen Freuden sie bis auf den letzten Tropfen ausgenießt. Und nimmt man an einem Freitag Nachmittag vor den Thoren des Gottesackers in Tunis oder Algier Aufstellung und sieht aus all den Wagen und Omnibussen, die da herangerollt kommen, die seltsamen, verschleierten und behosten Gestalten schnell und erregt aus den Fuhrwerken hüpfen, sieht die Frauen aus allen Häusern der Nachbarschaft herausschlüpfen und die Chaussee entlang heraneilen, dann bleibt kein Zweifel übrig, daß hier eine besondere, köstliche Erwartung sie herführt, daß auf Lust und Freude der Sinn bei ihnen allen gerichtet steht.

In der That ist das ihre einzige Gelegenheit zu geselligem Beisammensein, zur Entschleierung außerhalb des Harems, ohne daß sie befürchten müssen, daß unberufene Männeraugen sie belauschen und einen verbotenen, frevelhaften Anblick ihrer Reize erhaschen. Großmächtige Plakate, die überall an den Kirchhofsmauern angeschlagen sind, verkünden Fremden und Einheimischen in arabischer und französischer Sprache, daß hier die Feststunde der Frauen gefeiert wird, und warnen jeden Mann, in der Zeit von Mittag bis Sonnenuntergang den Gottesacker zu betreten.

Innerhalb der Kirchhofsthore entwickelt sich nun das fröhlichste, munterste Treiben. In Gruppen zu zweien und dreien promeniren die Damen in eifrigem Geplauder auf und ab. Sie haben den lästigen Schleier abgelegt, und der Lauscher könnte hier die lieblichsten Gesichter, die frischesten Lippen, die blitzendsten Perlenzähne, die üppigsten Nacken und funkelndsten Augen nach Herzenslust betrachten. Hier und dort und überall haben sich Frauen, Mädchen und Kinder im Kreis um die Gräber gelagert, sitzen auf den Grabsteinen und auf Bänkchen umher und sprechen den Erfrischungen zu, die auf Teppichen und Matten vor ihnen ausbereitet liegen. Wieder andere ruhen mit ihren Kindern unter offenen Zelten, vor der brennenden Sonnengluth geschützt; mit glücklichen Mutteraugen schauen sie den spielenden Kleinen zu, die auf den Teppichen zu ihren Füßen sich tummeln und balgen und kreischen. Es ist ein fröhliches Lärmen, ein Singen, Plappern und Schelten, ein Rufen und Lachen, ein sorgenloses Sichgehenlassen und Genießen, als wäre Muhameds Paradies mit all seinen Freuden schon hier auf Erden, mitten in die Gegenwart der Abgeschiedenen hinein, eingekehrt.

Viele der Frauen allerdings widmen sich auch der liebevollen Sorge um die Gräber ihrer Todten. Sie säubern die Hügel von Unkraut und welken Zweigen und legen frische Blätter und Blüthen auf die letzten Ruhestätten nieder. Da und dort beugt sich ein junges Frauenbild über ein frisch aufgeworfenes Grab und drückt ihre Lippen auf den kleinen Leichenstein. Aber keine unter allen, auf der weiten Stätte des Todes und des Grams, die man auch nur eine einzige Thräne vergießen sähe. Denn der Freitag Nachmittag ist nur der Freude gewidmet, und jedes kummervolle Gedenken muß in diesen Stunden zurücktreten.

Das Schauspiel, das der weite Kirchhof bietet, ist malerisch über alle Beschreibung. Auf allen Seiten schimmern die buntfarbigen Gewänder hervor, funkeln die Goldstickereien der kurzen türkischen Jaquets, glitzern in der Sonne die edelsteingeschmückten Verschlingungen des Kopfputzes. Die Knaben in rothen, blauen und gelben Kleidern, die jüngeren Mädchen in ihren weiten, weißen Pludershöschen, alles ist so fremdartig und orientalisch, wogt vor den Augen auf und nieder wie eine glänzende Ausstattungsscene in einer modernen Operette. Und nun das Leben und Treiben, das Durcheinander und Getümmel, und alles zwischen blumengeschmückten Gräbern und Leichensteinen! Dazu das ganze idyllische Picnic-Arrangement, die aufgestapelten Vorräthe, das Schmausen und Naschen von Groß und Klein! Denn das fröhliche Völkchen hat längst aus den mitgebrachten Körben ganze Berge von Früchten und Süßigkeiten ausgepackt, und die Kinder sind über die verlockenden Schätze hergefallen und schmatzen nach Herzenslust. Und wo sie des Schnabulirens müde sind, da springen sie noch jauchzend umher und spielen mit den goldgelben Orangen Fangball.

Selbst bis zum gemüthlichen „Kaffeekochen" haben sich einige Familien verstiegen. Sie haben sich gleich an Ort und Stelle ihren Mocca gebraut und schlürfen den duftenden Trank hier, in dieser seltsamen, schauervollen Umgebung, so unbefangen und vergnügt, wie nur irgend Ausflügler in einem deutschen Gartenlokal es könnten.

Der Festjubel dauert ohne Unterbrechung, bis die Sonne hinter die Bäume sich senkt und zur Heimkehr mahnt. Nun rafft die picnicende Frauenwelt wieder alle Habseligkeiten und Herrlichkeiten zusammen, greift zu den Schleiern, die bald von neuem die Schönen vor der neugierigen Außenwelt wie ein dichter Vorhang verschließen, und kehrt zu den harrenden Wagen und in das gewohnte Gefängniß des Harems zurück, um dort sehnsüchtig die Tage zu zählen, bis endlich wieder der köstliche Freitag und sein gewohnter Ausflug nach dem Todtenacker gekommen sein wird.

— Im Pensionat. Fräulein: „Olga, ich muß Ihnen sagen, daß es höchst unschicklich war, daß Sie sich gestern Abend ohne Widerspruch von dem jungen Franzosen küssen ließen." — Olga: „Was hätte ich thun sollen? Ich bin eben im Französischen so schwach, um es verhindern zu können!"

— Der Protz. „Die Ella vom Director ist doch ein sehr gebildetes Mädchen!" — „Erlauben Sie mir, meine Martha hat wenigstens um 5000 Mark mehr Erziehung genossen!"

— Mißtrauisch. „Herr Lieutenant, Ihr neuer Bursche gefällt mir! Er sieht ja sehr klug aus!" „O, kenne das, gnädige Frau! Alles nur anfängliche Verstellung — Kerl simulirt Intelligenz!"

— Kurze Vorbereitung. Familienvater (zu Frau und Töchtern): „Was für Umstände Ihr doch mit einem Concert macht! Da bin ich schneller fertig: Ein Stückchen Watte in die Ohren und damit basta!"

Die Nachfolgerin.

Von El-Correi.

Nun?. . . Allein? schrie der dicke Herr Oberst a. D. und lüftete den jugendlichen Strohhut, fast grüßend. „Allein, armer Freund?"

Herr Marevsky antwortete dem Herrn Oberst nur mit einem zornigen Blick und ratterte geräuschvoll vorüber, sein blankes Automobil höchst eigenhändig lenkend.

Es war ein lachender Tag. Goldener, warmer Sonnenschein erfüllte die Luft und warf gleißenden Glanz über den Rasen, der sich smaragdgrün hinter den Baumreihen des öffentlichen Parkes dehnte. Die Wipfel der vollen Laubbäume wurden durchzwitschert, durchjagt von buntem Gevögel; im Schatten der üppigen Zweige wandelten plaudernde, geputzte Menschen. Aus blühenden Anlagen ragten weißschimmernde Götterbilder und der Neptunsbrunnen ließ funkelnde Wasserströme in die blanken Marmorbecken rauschen. . . Es war ein lachender Tag.

Nur auf der Stirn des Herrn Marevsky lagerten Wolken; schwere, düstere Schatten des Kummers, die drohend zunahmen, sobald ein freundliches Gesicht auftauchte und ein theilnahmsvoller Gruß laut wurde. Die vornehmsten Herrschaften, die da zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd oder zu Rad kamen, grüßten Herrn Marevsky. Eine elegante Amazone zügelte sogar ihren Falben und rief ihm zu: „Noch immer so allein, Verehrter?"

Der Verehrte preßte die Lippen aufeinander, so daß sein rother Schnurrbart sich sträubte. Er lüftete den Cylinder und ratterte weiter, spöttische Mienen, gerümpfte Nasen hinter sich lassend.

„Der Narr! — Puh, der Benzingeruch!"

— — — — — — — — — — — —

Herr Marevsky hatte jüngst einen schweren Verlust erlitten und dadurch war die Sonne seines Daseins verfinstert. Wie stolz, wie weltverachtend vergnügt war er sonst durch die lachenden Tage gerattert mit seinem lieben Motor, den er sich nur angeschafft hatte, um die Menschheit zu ärgern. . .

Der Spektakel, der Geruch war allen ein Greuel und er, er freute sich über das Aergerniß, welches er erregte! Früher, als er noch jung und von idealistischen Anschauungen begeistert gewesen, da hatte er freilich gemeint, es sei Pflicht jedes Einzelnen die Allgemeinheit wo immer es anging zu fördern, auch seelisch zu fördern, indem man Freuden bereite und Freudigkeit erwecke. Seit er jedoch älter geworden und ihm manches im Leben schief gegangen war, lag er ein wenig verbittert der amüsanten Gepflogenheit ob, seine Mitwelt zu schikaniren, zu ärgern, zu reizen. Aus Gründen seines Menschenhasses hatte er auch nicht geheirathet. Ihm fiel gar nicht ein, einer fremden Frau den Mitgenuß seines Reichthums zu gönnen. Wäre so einem putzsüchtigen Geschöpfe wohl schon recht, mit in seiner schönen Sandsteinvilla zu wohnen, auf seinem Kaps zu klimpern, seine edeln Rosen abzuschneiden und sich in den Gürtel zu hängen, seine Köchin zu tyrannisiren und endlich mit andern Männern zu kokettiren. . . das könnte ihm passen. . . Solches Kreuz sollten sich andere aufladen, er für seine Person ließ es liegen. Er kam ohne derartige Lebensgefährtin durch. Seine kleine Mau ersetzte ihm außerdem die Gesellschafterin.

Wenn das kleine, anspruchslose Ding mit den braunen Augen verständig zu ihm aufsah, wenn es jedem seiner Winke murrenlos folgte und nicht von seiner Seite zu locken war und ob sich zehn Verräther um ihre Gunst bewarben, da fühlte sich Herr Marevsky so glücklich und zufrieden, als sei das größte Herzensglück sein eigen. Mau hatte sich sogar an das Automobil gewohnt und saß im Schmucke eines prachtvollen Türkisenkolliers stets an seiner Seite, die Freuden der Ausfahrt genießend. Sie schaute ebenso weltverächtlich vergnügt aus wie Herr Marevsky und schien dessen erhebende Gedanke über den Neid und den Aerger der Menschheit zu theilen!

Da kam der Tod und raubte ihm den Liebling!

Herr Marevsky vermuthete einen meuchlerischen Giftmord; die Sektion ergab „Vergiftung". War Mau nun ein Opfer des tückischen Zufalls oder des tückischen Weltsinnes? Herr Marevsky musterte mißtrauisch seine Umgebung, nach dem Missethäter fahndend. Allein überall begegnete er statt der bleichen Spuren gefolterten Gewissens nur schadenfrohen Mienen und der malitiösen Frage: „Noch so allein?"

Bestrebt, seinen Zorn über diese ironische Theilnahme zu verbergen, verbat er sich dieselben nicht. Nur gegen die Amazone, eine flott lebende junge Wittwe, wurde er endlich ausfallend, indem er erwiderte:

„Ja, ich bin noch allein, Gnädigste! Der Platz an meiner Seite ist noch zu haben, jedoch ich bin etwas wählerisch in Bezug auf Maus Nachfolgerin!" Er fixirte dabei mit zwinkerndem Blicke das kokette Gesicht der hübschen Glückjägerin, die sicherlich mit größtem Vergnügen fürs weitere Leben an seiner Rechten Platz genommen hätte.

Außer unter dem Aerger über die spottsüchtigen „Freunde", litt Herr Marevsky auch seelisch durch die Lücke, die ein Tropfen Gift in seinem Dasein hervorgerufen hatte. Er fühlte sich thatsächlich vereinsamt. Mau hatte an jeder seiner Mahlzeiten theilgenommen, hatte ihm die Zeitung, die Pantoffeln, das Rückenkissen und den Fidibus für den Tschibuk gebracht, hatte ihn mit Possirlichkeiten unterhalten und seiner Philosophie Nahrung zugeführt, indem ihr eigenartiger Charakter stets von Neuem zu psychologischen Studien anregte und zu Betrachtungen nöthigte über die Moralität absoluter Naturanlagen und die Immoralität infizirter Gewohnheiten mehr oder minder vernunftbegabter Geschöpfe . . . .

Auf die Dauer drückte ihn die Entbehrung all dieser liebgewonnenen Vorzüge Maus derart, daß er sich nach einer würdigen Nachfolgerin umsehen mußte, wollte er nicht trübsinnig werden in seiner Einsamkeit. Er blieb natürlich ihrer vornehmen Familie treu und sah sich etliche Glieder derselben an. Allein, seine Ansprüche überstiegen die Qualität des Gebotenen. Er verlangte einen veritablen Stammbaum, Jugend, Schönheit, hervorragende Intelligenz und eine unerschütterliche Tugend, der Außenwelt gegenüber.

Als sich in der Stadt nichts fand, vertraute er einer auswärtigen Zeitung sein Gesuch an und siehe: es gingen Meldungen ein. Frohbewegt machte er sich auf die Reise, um den eingegangenen Offerten näher zu treten. Triumphirend gedachte er der Amazone . . . . Wie würde sie sich ärgern, wenn er morgen in „holder" Gesellschaft daherkam.

Die anscheinend beste Offerte kam von einem Gastwirth und diesen Biederen suchte Marevsky ohne Verzug auf. Man führte ihn zu einem Pferdestall und zeigte ihm das quästionirte Objekt. Mit verhärmten, verschleimten Augen sah es ihn an, ohne sich aus dem unsauberen Stroh zu erheben, umkrabbelt von fünf Jungen, gegen die es noch Mutterpflicht übte.

Herr Marevsky wurde kirschroth vor Zorn.

„Eine Säugamme suchte ich nicht, mein Herr!" schnob er den dicken, verschwitzten Wirth an.

„Sieben Prämien!" antwortete der Gambrinusjünger und strich den bierfeuchten Schnauzbart. „Sieben Prämien!"

„Nehmen Sie ungenirt noch eine achte!" antwortete Marevsky und rannte davon. „Ich verzichte!"

An anderer Stelle fand er einige direkte Mängel, als da sind: ungleiche Augen, incorrecte Zeichnung, Dickwanstigkeit, Phlegma.

Seufzend und bereits ermüdet zog er die letzte Offerte hervor, eine Postkarte mit sehr bescheiden stilisirtem Wortlaute: „Ich bin genöthigt meine junge Foxhündin (berühmte Abstammung, in jeder Hinsicht vortrefflich) abzugeben, und werde dieselbe ohne Entschädigung guten Händen überlassen. M. Willkins."

„Scheint eine alte Jungfer zu sein!" dachte Marevsky und überlegte, ob er sich nicht erst mit einer auserwählten Mahlzeit erquicken solle. Er spürte Hunger! Da ihm jedoch plötzlich einfiel, selten diese Empfindung zu haben, wollte er solchen ungewöhnlichen Zustand weiter an sich studiren und ihm aus diesem Grunde noch einige Dauer verleihen.

Ein Wagen trug ihn schnell nach der Wohnung von M. Willkins. Man wies ihm ein freundliches Entree im zweiten Stock; auf sein Klingeln hin öffnete ein Dienstmädchen, das ihn ohne weiteres bei „dem Fräulein" einließ.

Einigermaßen zögernd betrat Marevsky die Schwelle eines geräumigen, hellen Speisezimmers, in dessen Mitte, am Eßtisch, eine allerliebste Gruppe saß. Eine junge Dame von reizender Erscheinung präsidirte. Ihr zur Rechten hockte auf einer Stuhllehne ein Kakadu. Zur Linken thronte in einem Sessel der Fox — Maus Ebenbild. . . Bei des Fremden Eintritt sah der Hund seine Herrin an und knurrte verhalten, als wolle er sie aufmerksam machen: „Du, da ist Jemand!"

Das behagte Marevsky. Er verabscheute die Unart kleiner Hunde, Fremden an die Beine zu fahren.

Die Dame erhob sich rasch und Marevsky entschuldigte sein Eindringen und sprach von dem Zwecke seines Kommens. Dabei sah er abwechselnd den artigen Fox und die anmuthige Dame an und fühlte sich von beiden gleicherweise angezogen. Er erzählte von dem Hinscheiden seiner geliebten Mau und freute sich innig, Verständniß für die Bedeutung seines Verlustes zu finden.

„Man gewöhnt sich an den Umgang mit solchen dankbaren Kreaturen!" sagte das Fräulein und strich den Fox mit ihrer schönen, zarten Hand.

„Und Sie wollen sich trennen von diesem — Spielzeug!" fragte Marevsky, neidisch auf die Liebkosung.

„Ich will nicht, ich muß! Die beiden Thiere hier sind eine Erbschaft... Erbschaft meines Bruders, der während seiner langen Krankheit uns drei um sich gehabt hat! Nun er diese Erde verlassen hat, müssen wir drei Uebriggebliebenen auseinandergehen ... Lächeln Sie bitte nicht, daß ich die Thiere wie Personen erwähne, aber — sie waren die besten Gesellschafter und aufrichtigsten Freunde meines armen Bruders, und sind es als gute Geschöpfe würdig, hochgehalten zu werden!"

Marevsky schaute still in das feine Mädchengesicht, über das hin die Schatten der Trauer und die Helligkeiten der Herzensgüte glitten. Er schaute ganz verzaubert in diese ernsten Züge ohne Härte, in diese holde Miene ohne Eitelkeit. Er lauschte der angenehmen Stimme, deren Tonfall so harmonisch war wie alle Linien des jugendschlanken und doch rundlichen Körpers.

Sie gefällt mir!" dachte Marevsky, in Wohlbehagen versinkend. „Sie gefällt mir außerordentlich!" sagte er laut, denn er hatte sich in seiner Einsamkeit die Greisengewohnheit, vor sich hin zu reden, zugelegt.

M. Willkins sah ihn mit ihren sanften Schwarzaugen warm an. „Sie gefällt Ihnen? Wird Sie es auch gut haben?"

Er mußte lächeln. Die Frage war in Verbindung mit seinen eigenen Gedanken nicht so harmlos.

„Hm, ja, sie wird es gut haben!" antwortete er endlich. „Ich bin ein alleinstehendes Individuum und —" Er brach jäh ab, als entsinne er sich einer erschreckenden Thatsache. „Aber ich habe Sie, mein Fräulein, beim Frühstück gestört! Es ist unverzeihlich von mir, mich hier so lange aufzuhalten! Wollen Sie mir nicht die Gunst erweisen und ungenirt weiter dejeuniren, während ich mich im Hintergrunde des weiteren für die Tugenden Ihres Erbhundes interessire.... Sie sind womöglich hungrig —?"

„Ich muß gestehen, das bin ich!" nickte sie freimüthig. „Ich bin erst vor wenigen Minuten von anstrengenden Geschäftswegen heimgekehrt und wollte soeben mein Frühstück nachholen... Darf ich Ihnen vielleicht auch eine Tasse Thee anbieten —?"

Marevsky's Gesicht erstrahlte. „Mein Fräulein .... acceptirt!"

Sie wendete sich zum Büffett, um ein Gedeck hervorzuholen. Er aber benutzte das, in den Spiegel zu sehen. Hm, er konnte mit sich zufrieden sein! Der Schnurrbart war perfekt „erreicht"; seine Wangen waren roth, als habe er guten Wein getrunken. In ihm war auch ein Gefühl, als habe er einen süßen, feurigen Tropfen geschluckt, der sein Blut erwärmt, seinen Geist belebt hatte....

„Ohne Schmeichelei, mein Fräulein!" sagte er verbindlich zu M. Willkins, „ich empfinde es als eine beglückende Auszeichnung, so — wie soll ich sagen — so famos bei Ihnen aufgenommen zu werden! Ich als alleinstehendes Individuum ...."

M. Willkins setzte die Theetasse, die sie soeben gefüllt hatte, langsam aus der Hand und sagte zurückweisend: „Verzeihung, es war eigentlich nicht meine Absicht, Sie mit einer „beglückenden Auszeichnung" zu verwirren. Ich machte unbewußt keinen Unterschied zwischen Ihnen und den „alleinstehenden Individuen", die zu Lebzeiten meines Bruders so oft hier Gast an diesem Tische waren! Ich habe alle seine Bekannten hier empfangen und bewirthet, denn es machte meinem Bruder Freude, Gäste zu haben! Ich verfiel Ihnen gegenüber in meine Gepflogenheit — — weiter nichts!"

„Eine — eh — famose Gepflogenheit! .... Darf ich?" Er nahm cavaliermäßig ihre Hand.

„Was?" fragte sie einfach.

„Meine unterthänigste Ehrfurcht bezeigen!" Er drückte seine Lippen feurig auf ihre Finger. Dann nahm er neben seiner neuen Freundin Platz und half ihr frühstücken.

„Ich habe nämlich auch Hunger!" versicherte er behaglich. „Wissen Sie, meine Gnädige, die Situation, in der ich mich soeben durch Ihre Gunst — pardon, wollte sagen durch die Gunst Ihrer famosen Gepflogenheit befinde, diese Situation imponirt mir riesig... Ganz mein Geschmack ... Auf Ehre!"

„Sie sind Officier?"

„Gewesen! Jetzt bin ich — Philosoph! Ja, lachen Sie nur! Ich sehe mir die närrische Welt an und denke mir mein Theil! Deshalb hält man mich oft für einen Narren! — In Bezug auf meine gegenwärtige Situation aber — wie gesagt — denke ich mir mein besonderes Theil ... Darf ich?"

Sie verweigerte ihm die Hand. „Nein! Sie dürfen nicht! Sie scheinen ein Mann zu sein, den zu verwöhnen man sich hüten muß!"

„Aber Gnädigste!" rief er vorwurfsvoll, „reut es Sie schon, mich alleinstehendes Individuum einmal unverfälschte Menschlichkeit genießen zu lassen? Sonst stoße ich nur auf Spekulation, auf Neid, innere Leere, Falschheit und Niedertracht. Hier aber — ohne Schmeichelei — hier weht eine reinere, höhere Luft, hier ist alles Humanität, Anmuth, Würde! .... Ach! lassen Sie mich doch Ihr süßes, molliges Handl küssen — ja?"

Er brachte seine Bitte richtig naiv hervor und dazu in einem Tone, der Weiberherzen bezwingt und wohl keiner dem weltverächtlichen Automobil-Narren zugetraut hätte. Auch M. Willkins capitulirte sofort.

„Ihre Philosophie äußert sich sehr subjectiv!" sagte sie lachend und zog erst nach dem dritten Kuß ihre Hand aus der seinen. — „Wie ist es nun? Wollen Sie das Thierchen nehmen? Wir wollen den Zweck Ihres Hierseins nicht vergessen!"

„Gewiß nehme ich's!" versicherte Marevsky. „Ich möchte alles mit mir nehmen, was hier in diesem Zimmer athmet!" Er sah sie mit halben Augen schmachtend an.

Jetzt schien es ihr aber unbehaglich in seiner Nähe zu werden. Sie rollte ihre Serviette zusammen und klingelte. — „Ich hätte Foxi lieber in Frauenhände gegeben!" sagte sie zurückhaltenden Tons. „In einer Junggesellenwirthschaft ...."

„Verzeihung, die habe ich nicht!" widersprach Marevsky eifrig. „Ich habe eine zuverlässige Haushälterin, lebe selbst sehr regelmäßig ... eh —"

Die Dienerin erschien jetzt und räumte den Tisch ab. M. Willkins aber ging mit ihrem Gaste hinüber in ein kleines Wohngemach, das ganz von Rosenduft erfüllt war und trotz bescheidener Einrichtung den Stempel der Vornehmheit trug.

„Welchen Preis setzen gnädiges Fräulein?" fragte Marevsky.

„Ich gebe den Hund ohne Entschädigung, wie ich schrieb!"

„Und warum geben Sie ihn überhaupt fort?"

„Warum? Nun, weil es die äußeren Umstände bedingen. Ich muß meine Selbstständigkeit hier aufgeben. Ich muß —offen gesagt — mein Brot in der Welt verdienen! Der Tod meines Bruders hat mich heimathlos gemacht! — Ich habe aber jetzt ein Engagement als Gesellschafterin zu einem kränklichen, älteren Herrn, dessen Frau nicht die Geduld hat, ihm vorzulesen und die Limonade zu mischen! Meine lieben Thiere darf ich nicht mitbringen!"

Marevsky bekam jäh Herzklopfen. Wirre Gedanken flogen in seinem Kopfe hin und her. Merkwürdige Visionen machten ihn erglühen. — Er sah sich selbst in seinem Automobil, neben ihm aber als Gesellschafterin fürs Leben ... und die Baronin blaß vor Neid....

„Haben Sie Antipathie gegen das Automobil?" fragte er plötzlich.

„Ich? Wieso?"

„Nun." Er strich diplomatisch den Bart. „Ich — Verzeihung — ich wüßte ein excellentes Engagement für Sie! Nun — Sie müßten sich an die Motorkutsche gewöhnen! Foxi könnten Sie mitnehmen! Auch den Kakadu und die Theemaschine, die vorhin so traulich vor uns — pardon— vor Ihnen stand. Ist das Engagement des Limonaden-Onkels nicht rückgängig zu machen?"

„Aber ich verstehe Sie nicht! Sie reden unverständlich!"

„Werde schon deutlicher werden, mein Kind! Nicht jetzt gleich, aber bald! Ich werde Ihnen schreiben! Behalten Sie vorläufig die Thiere und die Theemaschine, und erwarten Sie meinen Brief .... Wollen Sie?"

„Sie sprechen in Räthseln!"

„Das ganze Leben ist ein Räthsel! Das sage ich als Philosoph und als alleinstehendes Individuum! ... Darf ich?" Schon küßte er ihre Hände, ja ihren Arm und schien noch weiterer Tollheiten fähig, denen M. Willkins jedoch vorzubeugen wußte.

„Sie sind der seltsamste Mensch, der mir je begegnet ist!" sagte. Als sie aber in seine verliebten Augen sah, wurde sie roth und verlegen. Ihr Herz begann zu pochen, als trete ihr Fuß auf schwankenden Steg...

— — — — — — — — — —

Marevsky schrieb ihr einen langen, warm gehaltenen Brief, nachdem er sich klugerweise genau über die absolute Ehrenhaftigkeit der Dame informirt hatte. — Sie antwortete kürzer, aber nicht minder warm und unterzeichnete ihren vollen Namen: Maud Willkins.

Marevsky schrie auf vor Entzücken. „Ich werde Sie nur „Mau" nennen; sie muß es dulden!" — Im nächsten Briefe bat er um die Gunst ihres Besuches! Sie solle sich davon überzeugen, daß der Zuschnitt seiner Häuslichkeit für Foxis Behagen Garantie leiste. — Ihre umgehende Antwort war eine knappe Zusage! Es mache ihr Vergnügen — sie käme!

„Das imponirt mir!" sagte er laut vor sich hin und schlug auf den Tisch. „Das ist doch mal Menschlichkeit und keine scheinheilige Prüderie! Das zeigt doch mal, daß ein Weib auch ein vernünftiger Mensch sein kann! Sie imponirt mir! Und ich — na, sie muß sich ja von mir auch nicht abgestoßen fühlen, sonst käme sie nicht!" —

Daß er sie nicht mit „offenen Armen" empfing, war ein Wunder der Verstellungskunst. Aber er küßte ihre Hände, ohne zu fragen, ob er das auch dürfe. Er sah sie an und wurde schier trunken von ihrem Anblick. Er bewirthete sie wie eine Fürstin, plünderte für sie seine geliebten Rosenbäume, stellte ihr seine Köchin vor, zeigte ihr seine Jugendporträts und seine reichhaltige Bibliothek und stieß mit Wonne auf eine beiderseitige Gleichheit, was Geschmack und geistiges Interesse betraf. Er führt sie in seiner ganzen Villa herum und lud sie endlich zu einer Ausfahrt per Benzinchaise ein. Sie acceptirte auch das, und bald ratterten sie selbander hinaus und durch den lachenden Tag.

Goldener, warmer Sonnenschein erfüllte die Luft. Buntes, zwitscherndes Gevögel in den Bäumen, heitere Menschen ringsum. Weiße Götterbilder im blühenden Grün. Es war ein lachender Tag!

Von allen Seiten wurde Marevsky gegrüßt. Aber kein Spott, sondern Erstaunen malte sich auf allen Gesichtern. Offenen Mundes starrte man dem „Narren" perplex nach ..... der Platz an seiner Seite war besetzt!

Die Baronin erblaßte, als sie Marevskys Begleitung sah und beugte kaum den Nacken zum Gruß. Marevsky aber grinste vergnügt und machte als Philosoph seine Betrachtungen. —

Nach einigen Wochen war Maud die Gatin Marevskys.

„Ich heirathe sie nur, um die Welt zu ärgern," sagte er sich. Wenn er aber in feuriger Vergötterung sein junges, schönes Weib in seine Arme schloß, dachte er als „verbundenes Individuum" das Gegentheil...

Unverstanden.

„Ulrich, warum betheiligst Du Dich denn garnicht an unserem Gespräch und giebst Deine Meinung ab?"

Die junge Frau sah von ihrer Arbeit auf und betrachtete mit etwas gekränktem Gesichtsausdruck ihren Mann, der, nachlässig in einen Sessel gelehnt, mit träumendem Blick wie in die weite Ferne starrte. Jetzt wandte er etwas ungeduldig den Kopf nach ihr hin:

„Wozu soll ich meine Meinung abgeben? Ihr beachtet sie ja doch nicht bei Euren Beschlüssen; und eben weiß ich gar nicht, worüber Ihr verhandelt habt," setzte er gelangweilt hinzu.

„Siehst Du, Mama," klagte die junge Frau der älteren, die, ebenfalls mit einer Handarbeit beschäftigt, neben ihr saß, „so ist Ulrich jetzt immer, so interesselos, und er muß doch auch in Frage ziehen, ob wir den Hühnerhof vergrößern oder nicht. Aber ich möchte nur wissen, woran Du jetzt immer denkst," fuhr sie in gereiztem Tone fort, „die Seebäder scheinen Dir nicht gut gethan zu haben; aber die Reise mußte gemacht werden, anstatt gemüthlich den Sommer hier zu verleben."

„Ich verstehe nicht, daß es Dir nicht selbst sehr angenehm war, aus dem täglichen Einerlei einmal herauszukommen," gab er zur Antwort, „aber ich werde das nächste Mal allein reisen."

„Um ungestörter zu flirten, nicht wahr?" fuhr seine Frau auf.

„Aber Hedda," ihre Mutter legte beschwichtigend die Hand auf der Tochter Arm.

„Ach Mama, laß doch, alle Welt weiß es ja, wie er sich als Junggeselle betragen hat, überall den Hof gemacht und die jungen Mädchen compromittirt, und so soll es wohl weiter gehen?"

„So, alle Welt weiß es, und alle Welt hat ja auch immer so recht," gab er höhnisch zurück, „und es ist ja auch furchtbar compromittirend für ein Mädchen, wenn ein Mann sich mehr als üblich mit ihm beschäftigt, und nicht gleich „ernste" Absichten hat. Das größte gesellschaftliche Verbrechen scheint in dieser so aufgeklärten Zeit noch immer der harmlose Verkehr zwischen Mann und Weib zu sein."

„Nun, wir wollen uns über dieses Thema nicht weiter streiten", rief Frau Hedda, „ich habe eben strengere Ansichten als Du."

Der Mann seufzte und schwieg. Er kannte diese sogenannten strengen Ansichten zur Genüge, und war froh, einer recht ermüdenden, längeren Auseinandersetzung durch diplomatisches Schweigen aus dem Wege zu gehen.

Die Damen hatten sich bald wieder in ein Gespräch vertieft. Immer und immer das alte eintönige Einerlei! Verwandtenklatsch und Wirthschaftssorgen und Verwandtenklatsch!

Mit welchen großen Erwartungen und Hoffnungen war er in die Ehe gegangen! Dies süße, junge Geschöpf, er wollte es bilden, heraus und herauf ziehen aus dem engen, gewohnten Leben, und dann wollten sie vereint zu geistiger Höhe und Unabhängigkeit sich und ihre Kinder erziehen.

Und was war geworden?

„Ach, Ulrich, das verstehe ich nicht, und es ist doch auch nichts für eine Frau!" Und ein andermal in Thränen ausbrechend: „Ulrich, wie bist Du so frivol! Du bist wohl gar ein Freigeist?"

Und dann das Schlimmste! Dieser Dünkel der geistig Beschränkten! Was sie nicht kannte und gewohnt war, was sie nicht verstand, das fand sie verkehrt und falsch.

Ach, er war des Kämpfens so müde! Die Flammen tanzten und lachten „du Thor!" Ja, ein Thor war er gewesen, ein großer Thor!

Hatte sich ihm nicht einst das Glück geboten? „Du wirst mich nie vergessen, nie!" — Er hörte die süße Ungarnmusik und sah sie wieder vor sich im eng an sich schmiegenden Seidenkleid, mit dem Riesenfederhut auf dem rothblonden Haar — und ihren klugen leuchtenden Augen.

Er hatte nach den Enttäuschungen seiner Ehe ehrlich gegen jene Erinnerung gekämpft, aber nun war sie wieder da, leuchtender, strahlender denn je!

Und seit jener Reunion im Bade!

„Ulrich, ist das nicht Frau v. R. dort drüben?" hatte seine Frau gefragt. „Wie die Herren sich alle um sie drängen, sie ist doch eigentlich garnicht mehr gesellschaftsmäßig — sie lebt so furchtbar frei und schreibt Romane, die man kaum lesen kann."

Er sah hinüber. Ja, dort stand sie im Kreise ihrer Verehrer, duftig und zart — mit der Miene einer kleinen Königin — unverändert. Er starrte sie an wie im Traum, und ein brennender Schmerz zog sein Herz zusammen. Dieses Weib — er hätte es einst erringen können — und er hatte es nicht gethan — aus Vorurtheilen!

Frauenschönheit in Chile.

Die Schönheit der Frau ist bei allen Völkern ein Ergebniß der Rasse oder Rassenmischung, aber auch ein Ergebniß der gesellschaftlichen Stellung des Weibes. Je mehr die Frau geachtet und in Ehren gehalten wird, desto vornehmer und reiner gestalten sich im Lauf der Generationen ihre Züge, desto stolzer, elastischer wird ihre Haltung. In wenigen Ländern der Erde sind alle günstigen Vorbedingungen für das Gedeihen edelster Frauenschönheit gegeben wie in Chile. Die überwältigende Mehrzahl der Chilenen sind Creolen, hervorgegangen aus der Rassenmengung der erobernden Spanier mit den araukanischen Indianerstämmen, die die kriegerischsten, aber auch die formschönsten und als Nachkommen der peruanischen Inka die vornehmsten aller Indianer waren und, wo sie sich rein erhalten haben, in den Hochebenen zwischen den Anden und der Küste, noch sind. Zu dieser wundervollen Rassenmischung kommt, daß es in Chile, entgegen den meisten Ländern der Erde, mehr Männer als Frauen gibt; nach der letzten Volkszählung 1,263,784 Männer und nur 1,263,536 Frauen. Schon diese Thatsache allein und die von Spaniern und Indianern überkommenen ritterlichen Anschauungen über das Verhältniß des Mannes zur Frau haben den Chileninnen eine gesellschaftliche Stellung gegeben, wie sie ohne Gleichen ist. Kein Wunder, daß ihre Schönheit gedeiht!